

btb

Buch

Island im Jahre 1328: Zwei rivalisierende Clans kämpfen um die Vorherrschaft im Land. Blutige Gemetzel und politische Intrigen sind an der Tagesordnung, die Bevölkerung ist in Schrecken erstarrt. Der junge Thordur ist der letzte seiner Sippe. Bislang hat er sich nicht gerade durch Wagemut hervorgetan, sondern ist vor allem durch sein ausschweifendes Leben am norwegischen Königshof aufgefallen, wo er sein ganzes Geld mit Saufgelagen und Hurerei durchbrachte. Doch als ihn die Schreckensnachricht vom Tod seines Vaters und seiner Brüder erreicht, ändert sich alles für ihn. Er beschließt, nach Island zu segeln, um sein Erbe einzufordern. Wird es ihm gelingen, seine Familie zu rächen und seine Feinde zu besiegen?

Autor

Einar Kárason, geboren 1955, lebt in Reykjavík und gilt als einer der wichtigsten isländischen Autoren der Gegenwart. Seine Romantrilogie »Die Teufelsinsel«, »Die Goldinsel«, »Das Gelobte Land« machte ihn zum meist gelesenen Erzähler seines Landes seit den Tagen von Halldór Laxness.

Einar Kárason bei btb

Die Goldinsel. Roman (72143)

Das Gelobte Land. Roman (72228)

Törichter Männer Rat. Roman (72515)

Die Teufelsinsel. Roman (72142)

Die isländische Mafia. Roman (73021)

Einar Kárason

Feindesland

Roman

*Aus dem Isländischen
von Helmut Lugmayr*

btb

Die isländische Originalausgabe erschien 2001 unter dem Titel
»Óvinafagnaður« bei Mál og menning, Reykjavík

Diese Ausgabe wurde vom »Fund for the Translation of Icelandic
Literature« gefördert.



FSC

Mixed Sources

Product group from well-managed
forests and other controlled sources

Cert no. GFA-COC-1223

www.fsc.org

© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier *Munken Print*
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe März 2007

Copyright © der Originalausgabe 2001 by Einar Kárason

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2004 by
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: Corbis/The Art Archive

Satz: Uhl+Massopust, Aalen

Druck und Einband: Clausen & Bosse, Leck

SR · Herstellung: AW

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-73482-5

www.btb-verlag.de

Þórður

Ich kann es mir vielleicht nicht leisten, mich groß über Hurerei, Saufgelage und Schlägereien aufzuregen, aber ich hatte trotzdem die Nase voll von all dem in Trondheim, diesem Rattennest. Wie lange war ich eigentlich schon dort? Viel zu viele Jahre auf jeden Fall...

Wer sein Leben in der Nähe des norwegischen Königshofs verbringt, der wird zum Jammerlappen. Auf Dauer hält es dort auch keiner aus – außer Lumpenpack, wie ich...

Und doch übt der Name dieser Stadt überall im Norden eine magische Anziehungskraft aus, nicht zuletzt seit sich König Hákon hier niedergelassen hat. Vogeljäger von den Hebriden, färöische Walfänger, schwedische Bauernlummel und norwegische Kaufmannsöhne, aber in erster Linie Verbrecher, Mörder und verbitterte Landstreicher von Grönland im Westen bis zum Baltischen Meer im Osten kommen hierher, um in den Soldatenlagern Unterschlupf zu suchen, in der Hoffnung auf Beförderung und fette Beute auf Kriegszügen an friedlicheren Gestaden. Oder um in die Palastwache aufgenommen zu werden und dort ihre Lust an Mord und anderen Grausamkeiten zu stillen. Und schließlich kommen auch Männer aus Island hierher, nicht zuletzt Söhne angesehener Sippenoberhäupter, wie ich, den Kopf voll wirrer Träume: Vasall des Königs zu werden und von ihm Titel und Ländereien verliehen zu bekommen, oder Lobgesänge auf Fürsten und Herzöge zu dichten und Schiffe und kostbare Geschenke als Lohn dafür zu empfangen...

Ich weiß nicht mehr, was es war. Ich weiß nur, dass ich nicht mehr die geringste Ahnung hatte, in welcher Absicht ich an diesen üblen Ort gekommen war.

Bevor ich von zu Hause aufbrach, hatte man allerdings davon gesprochen, dass mir eine große Karriere am Königshof so gut wie sicher sei, auch wenn das nicht der Grund für meinen Aufbruch aus dem Haus meines Vaters gewesen war. Alle hatten gesagt, man würde mich in Norwegen wie einen Fürsten empfangen, wegen der Blutsbande und der Freundschaft, die den König mit meiner Sippe verbindet. Und zu Anfang stand mir auch wirklich so manche Tür offen, solange die Leute wussten, dass ich genug Geld im Sack hatte. Aber im gleichen Maß, wie mein Beutel schrumpfte, und das tat er bei dem Lotterleben rasch, kühlten auch die Gastfreundschaft und Freundlichkeit mir gegenüber ab. Ich kann allerdings auch nicht behaupten, dass mein Benehmen besonders dazu beigetragen hätte, meine Beliebtheit zu steigern. Und nach und nach begann ich zu begreifen, dass ein mittelloser Isländer so ziemlich die unbedeutendste Kreatur ist, die man am norwegischen Königshof kennt. Wir werden noch weniger geachtet als die Schweden – sind in Wirklichkeit um nichts besser als die Finnen, die manchmal mit ihren Rentierherden von den Bergen kommen, um Handel zu treiben und zu feilschen, und die für ihre Verschlagenheit und Hinterlist berüchtigt sind, wenn sich auch die wenigsten mit ihnen anzulegen wagen, wegen ihrer Zauberei und Hexenkunst. Und diese Lappen sprechen nicht einmal eine nordische Sprache wie die anderen, denn auch wenn die Leute sich hier, je nachdem woher sie kommen – aus welchem Land sie fliehen –, in Aussprache und Betonung unterscheiden, so sprechen doch, wenn man genau hinhört, alle dieselbe Sprache.

Zu Hause hatte man erzählt, dass meinem Bruder Sturla ein königlicher Empfang bereitet worden wäre, als er hierher kam, aber ich bekomme langsam den Verdacht, dass irgend-

etwas daran nicht ganz stimmt. Meine ganze Kindheit hindurch hatte ich davon gehört, welch großes Ansehen und wie viel Respekt mein Onkel Snorri am Königshof genieße. Dass ihn die königliche Familie als einen der Ihren betrachte und dass in ihrem Kreis die Wiedersehensfreude niemals inniger und der Beifall niemals größer seien, als wenn er nach der Überfahrt von Island auf wackeligen Beinen in die Halle träte. Ich hatte bei ihm zu Hause in Reykholt viele Kostbarkeiten gesehen, die er aus den Händen des Königs oder von Fürsten empfangen hatte: Gold und wertvolle Kleinodien als Lohn für seine Dichtung und die Treue zu seinen Verwandten unter den norwegischen Herrscherfamilien. Und so glaubte ich, als ich vor einigen Wintern hierher kam, es würde reichen, Snorris Namen zu nennen und zu sagen, dass ich sein Neffe sei, um sogleich mit offenen Armen aufgenommen zu werden. Ich hatte mir als Kind immer ausgemalt, wie Snorri an den Königshof kam und ihm eine Schar fürstlich gekleideter Männer entgegenging, die ihn vor den König geleiteten, während das ganze Volk in Respekt und Bewunderung das Haupt vor diesem großartigen Mann neigte.

Aber das waren natürlich nichts als Hirngespinnste und lächerliche Kindereien. Denn in Norwegen betrachtet man Snorri Sturluson auch nur als gewöhnlichen isländischen Bauernlummel. Als einen dieser sonderbaren, vom Wind zerzausten Isländer, über die man sich vielleicht noch lustig machen kann und die man bei Geschäften gerne über den Tisch zieht. Die Leute hier wissen nämlich, dass die Isländer am liebsten mit Geld um sich werfen und weder handeln noch feilschen – denn das ist nur die Sitte von Habenichtsen. Man lässt sie deshalb für alles den doppelten Preis bezahlen, was sie auch freudig und mit stolzgeschwellter Brust tun. Hinterher lachen sich die Einheimischen ins Fäustchen, wenn sie ihr Geld zählen.

Ich habe meinen Onkel Snorri einmal getroffen, seit ich

hierher nach Norwegen kam. Man hatte mich mit ein paar anderen im Auftrag des Königs nach Bergen gesandt – es war eine belanglose Mission und das Anliegen völlig unbedeutend. Dort angekommen begann ich, unter den Leuten am Hof von Skúli Jarl nach Snorri zu fragen. Immerhin, die meisten kannten ihn – lächelten bei dem Gedanken an ihn. »Ja, der Dichter!«, sagten sie. Nein, sie wüssten nicht, wo er sich aufhielt. »Sieh aber heute Abend in der Schenke nach!« Ich kenne solche Orte, man kann dort Bier und Met kaufen, und dahin ging ich am Abend – wäre ohnedies hingegangen... Nachdem ich einige Zeit bei meinen Kameraden gegessen hatte, sah ich meinen Onkel Snorri hereinkommen. Er war allein, setzte sich aber zu einigen Männern, die er kumpelhaft ansprach. Aber bald hatten diese ihre Becher geleert und waren verschwunden, ohne dass ich bemerkt hätte, dass sie sich von ihm verabschiedet hatten. Er blieb allein zurück. Ich bat meine Tischgenossen, mich zu entschuldigen, und setzte mich zu ihm.

»Sei begrüßt, Onkel«, sagte ich.

Er war in Gedanken versunken und grüßte mich zuerst so, als ob ich ihm irgendwie bekannt vorkäme, ohne dass er sagen könne, woher. Dann besann er sich allerdings rasch, wirkte überrascht, stand auf und umarmte mich innig, küsste mich auf beide Wangen und nannte mich seinen lieben Neffen. »Neffe Kakali!«

Ich hatte erst Bedenken gehabt, ihn anzusprechen, weil er, wie so viele andere, mit meinem Bruder Sturla in Streit geraten war und dabei den Kürzeren gezogen hatte. Aber Snorri machte mich nicht für meinen Bruder verantwortlich, er wusste wahrscheinlich, dass ich tatsächlich nichts mit dieser Sache zu tun hatte. Schließlich war es nicht unwahrscheinlich, dass auch ich mich mit meinem Bruder überworfen hätte, wenn ich nicht beizeiten das Weite gesucht hätte. So etwas ging schnell, damals in Island...

Snorri wollte mich einladen. Er kehrte seine Großzügigkeit hervor, die er stets uns Verwandten gegenüber an den Tag legt. Er warf dem Wirt eine Münze zu, die in hohem Bogen durch die Luft flog, und trug ihm auf, er solle zusehen, dass es seinem jungen Neffen nie an Trunk fehle. Alles auf seine Kosten selbstverständlich. Dann blickte er sich um. Er wollte mich bedeutenden Männern vorstellen, wollte Bekanntschaften für mich stiften – aber dort gab es keine bedeutenden Männer. Zu Beginn des Abends spielte er den großmütigen Herrn, fragte, wie es mir ginge, was ich für Pläne hätte, hörte aber den Antworten kaum zu und unterbrach mich sofort wieder mit Sätzen wie: »Ja, da sprichst du eine Sache an, über die ich mich lange mit dem Jarl unterhalten habe...«

Aber je länger der Abend dauerte und je größer die Zahl der geleerten Becher wurde, desto aufrichtiger wurde unser Gespräch. Wir redeten allerdings wenig über die Angelegenheiten in Island, auch wenn ich spürte, dass ihn das Vorgehen meines Bruders Sturla und meines Vaters Sighvatur schmerzte. Sie waren immerhin Brüder, mein Vater und Snorri, und trotzdem hatte Sighvatur seine Hand im Spiel gehabt, als man Snorri von seinen Gütern und Ländereien vertrieb. Aber Snorri erwähnte das mit keinem Wort, fragte nur halb im Scherz, ob ich nicht auf dem Weg nach Hause sei, um den Ruhm zu genießen, der doch damit verbunden sein müsse, ein Bruder des Mannes zu sein, der gerade Alleinherrscher über ganz Island würde – falls er es nicht schon war. Aber ich antwortete darauf nur kurz, ich hätte den Glanz, den mein Bruder Sturla verstrahlte, noch nie zu schätzen gewusst, ebenso wenig wie die Schatten, die er warf...

Also sprachen wir, je weiter die Zeit fortschritt, mehr und mehr über die Norweger, und da löste sich Snorris Zunge. Ich merkte, dass er böse auf sie war. Die Norweger hatten ihn im Stich gelassen. Über die Königsfamilie sagte er: »Die stam-

men zum Großteil von Stallknechten und Sklaven ab – sogar wir kommen aus einem viel vornehmeren Geschlecht als diese Leute, wenn man es genau betrachtet.«

»Diese Leute!« Es war also so, wie ich schon vermutet hatte: Snorri war in ihren Augen trotz allem nur ein isländischer Tölpel.

»Aber du hast die Lebensgeschichte aller bedeutenden norwegischen Könige geschrieben, oder nicht?«, sagte ich.

»Doch«, sagte er, und ein kurzes Blitzen flackerte in seinen Augen auf. »Man sollte glauben, dass ihnen das etwas bedeutet.«

Und dann vertraute er mir an, dass er jetzt aufgehört habe, über diese norwegischen Könige zu schreiben, das müssten die von jetzt an selber tun. Auch Lobgesänge zur Verherrlichung »dieser Leute« würde er keine mehr dichten. Dagegen wäre er dabei, ein anderes Buch zu schreiben, über einen Mann von ganz anderem Schlag, unseren Vorfahren Egill Skallagrímsson von Borg, den Skalden und Wikinger. Und was ist an ihm geschichtsträchtig? Gewiss, Egill war ein Rohling, grob, ausgesprochen hässlich und ungehobelt, ein halber Wilder vielleicht, schließlich stammte er von Halbtrollen und Werwölfen wie seinem Großvater Kveld-Úlfur und dessen Sohn, dem Landnehmer Skallagrímur, ab. Der Wikinger und brutale Totschläger Egill focht sein Leben lang einen blutigen Kampf gegen die edlen norwegischen Könige, gegen »diese Leute« – und es ging oft hoch her in diesem Kampf. Es endete damit, dass Egill sein Leben als alter, starrköpfiger Bauernschädel zu Hause in Island beschloss, eine Spottfigur für alte Weiber. Aber auf Dauer und für die Ewigkeit hatte er in seinen Scharmützeln mit den norwegischen Königen doch einen glorreichen Sieg errungen. Und warum? Weil er ein Skalde war. Seine Dichtung wird länger leben und mehr Ruhm genießen als alle Heldentaten der norwegischen Könige zusammen. Und darüber wollte mein Onkel Snorri ein

Buch schreiben. Das vertraute er mir unter vier Augen dort in der Schenke an, in der die Zahl der Gäste ebenso wie der Lärm immer mehr zunahm.

Halldóra

Es ist so vieles, was ich nicht verstehe ...

Warum wollten mein Mann und mein Sohn über allem thronen? Fehlte es uns an etwas auf unserem großen, reichen Hof in Grund in Nordisland, als die Welt noch in Ordnung war? Nicht, dass ich wüsste. Und Sighvatur wurde von allen in der Umgebung geachtet, war bei jedermann beliebt. Alle im ganzen Eyjafjord sprachen freundlich von ihm, das weiß ich und habe es selbst oft gehört, obwohl das Volk im Allgemeinen hinter dem Rücken seiner Anführer schlecht über ebendiese sprach, wie über alle, die sich irgendwie behaupten konnten, es herrschten schließlich Krieg und Blutvergießen im Land. Ich selbst habe immer gewollt, dass wir uns da so weit wie möglich raushalten. Und zu Beginn war Sighvatur auch nicht machtgierig gewesen, er regelte ganz einfach alles, was es im Eyjafjord zu regeln gab. Aber er war nicht darauf aus, sich überall im Land Besitz und Einfluss zu verschaffen, wie es die Art seines Bruders Snorri war ...

Doch tief in seinem Innersten beneidete er Snorri vielleicht um dessen Reichtum, Bildung und Ruhm. Er freute sich beispielsweise im Alter manchmal diebisch darüber, was für unglaubliche Versager Snorris Söhne doch waren. – Vor allem wenn er in Winternächten beim Trinken saß und mich aus dem Bett holen ließ, um jemanden zu haben, mit dem er sprechen konnte, jemanden, der ihm zuhörte. – Darüber konnte sich mein Sighvatur freuen wie ein kleines Kind. Zu wie

wenig Snorris Söhne taugten. »Dummschwätzer und Maulhelden« nannte er sie, seine Neffen. Und dann lachte er und hustete, bis seine Augen zu schmalen, roten Strichen wurden.

Natürlich verglich er sie mit unseren Söhnen, und das mag schon stimmen, dass Órækja Snorrason und sein Bruder Jón Murtur bei einem solchen Vergleich schlecht wegkamen. Als unsere sieben Söhne heranwuchsen, merkte Sighvatur bald, dass er an ihnen weit mehr Hilfe und Stütze hatte als sein berühmter Bruder Snorri an seinem Nachwuchs. Deswegen machte es ihm auch nichts aus, dass unser Sohn Sturla den Besitz und die Macht des Onkels an sich riss, bis mein armer Schwager Snorri gezwungen war, vor der Hemmungslosigkeit unseres Sohnes außer Landes zu fliehen.

Und doch hatte Sighvatur, obwohl er lauter starke, tüchtige Söhne besaß, nur Augen für Sturla, unseren Zweitältesten. Alle anderen standen in seinem Schatten, sogar der Erstgeborene, Tumi der Ältere. Ihm wurde eigentlich erst dann die gebührende Ehre zuteil, als er getötet und von seinem Vater und Bruder mit der geziemenden Grausamkeit gerächt worden war.

In der Nacht, in der Sturla zur Welt kam, hatte eine zauberkundige Frau hier in der Gegend geträumt, dass ein Junge geboren worden sei, der den Beinamen »der Kampfesstarke« bekommen sollte. Und ich kann mich noch erinnern, wie glücklich, stolz und hoffnungsfroh Sighvatur war, als er das hörte. Er, der sein Lebtag kein Interesse an Säuglingen gezeigt hatte, konnte jetzt ganze Abende über diesem Kind sitzen, es mit zärtlichen Augen anblicken und zu sich selbst und dem schlafenden Jungen sprechen... Er hatte nicht den geringsten Zweifel, dass »der Kampfesstarke« unser schöner neugeborener Sohn war. Und es war nicht zu leugnen, dass sich Sturla schon als Kind von anderen Jungen unterschied, sowohl im Aussehen als auch durch eine gewisse Würde, die er ausstrahlte. Alle Frauen rissen sich darum, ihn wiegen und

lieblosen zu dürfen, sie träumten davon, den Jungen zu küssen – was keineswegs nachließ, als aus dem Kind ein Mann wurde... Und bei jedem Wettkampf und jedem Kräftemessen trug er den Sieg davon. Er übertraf alle anderen Jungen, und es war, als ob das den anderen ganz natürlich erschiene. Sogar Tumi der Ältere fand sich damit ab, dass ihn Sturla zu Boden warf – nur wenn sich Sturla mit dem drittältesten der Brüder, meinem Þórður, anlegte, konnte das noch am ehesten in Streit und Blut enden. Sonst war Sturla immer der Sieger, und sein Vater stand mit glückstrahlenden Augen dabei. Sturla war der Sohn, den sich alle Väter wünschen.

Ich weiß nicht, wie ich es sagen soll, ich spreche natürlich von meinem Sohn, und Mütter bemerken vielleicht etwas, was anderen entgeht, aber ich habe mich immer ein wenig gescheut, zu viel Aufhebens darum zu machen, wie mutig Sturla sei. Er war es nämlich nicht... Oder nicht immer, wie ich fand. Natürlich war er bei allen Spielen der Anführer, bei allen Streichen zusammen mit seinen Brüdern und anderen Jungen war er derjenige, der die Ideen hatte. Aber wenn es irgendwo brenzlich wurde, verstand er es, alle anderen vorzuschicken und sich selbst im Hintergrund zu halten. Und angesichts von Dingen, die schwierig oder gar unmöglich schienen, kam es vor, dass ihn der Mut verließ, dass er einfach alles fahren ließ. – Einmal zündelten die Jungen in einem leeren Schafstall, steckten altes Heu an, und alles ging in Flammen auf. Die Kinder wurden natürlich ganz hysterisch vor Angst und weinten, und das hörten wir Erwachsenen und liefen herbei. Aber alle Jungen hatten es doch irgendwie geschafft, sich schreiend und plärrend ins Freie zu retten – alle außer Sturla. Er saß wie gelähmt auf einer Holzwand mitten im Feuer und rührte sich nicht, schien nicht einmal zu hören, wie wir Frauen ihm zuriefen, er solle sich retten, ihn unter Tränen anflehten, hinauszulaufen. Er starrte nur vor sich hin, mit aufgerissenen Augen und offenem Mund, und ich weiß

nicht, wie alles geendet hätte, wozu ich imstande gewesen wäre, wäre da nicht einer der Söhne von Dufgus – wahrscheinlich war es der Älteste, Svarthöfði – gewesen, selbst fast noch ein Kind. Er watete in das Flammenmeer, packte meinen Jungen und stürzte mit ihm aus dem brennenden Schuppen.

Þórður

An jenem Tag...

Ich saß beim Schachspiel, als ich die Nachricht hörte, ich saß da und spielte um Geld, einmal mehr.

Und ich war verkatert, fühlte mich elend. Der Abend zuvor hatte in einer Schlägerei geendet, einer turbulenten Schenkenprügelei, und ich war vom Trinken und den Hieben so zugerichtet, dass ich meinte, ich würde den Tag nicht überleben. Mir wurde bei der kleinsten Bewegung schwindlig. Das Herz hämmerte schwer und unregelmäßig in meiner Brust, und der quälende Schmerz in meinem Schädel erinnerte an einen Helm, der auf Stirn und Schläfen drückt. Ich behielt kaum etwas im Magen, hatte aber schon ein Bier intus und musste die Schachpartie zu Ende bringen, um mir ein zweites leisten zu können.

Man hatte mich am Morgen beim ersten Hahnenschrei aus einem bewusstlosen Schlaf gerissen. Zwei Männer kamen herein, wo ich in Gesellschaft von zwei jungen Frauen auf dem Boden lag, und begannen, mich unter frechem Geschrei erbarmungslos auf die Beine zu bringen:

»Þórður! Þórður Kakali! Wach auf, verdammter Saufkopf!« Und bevor ich noch richtig klar sehen konnte, wurde ich durch einen langen Gang bugsiert und vor einen der Hofmeister des Königs gestellt.

Er war ein ganz besonders widerlicher Protz und aufgeblasener Idiot. Ihm gehörte das Haus, in dem ich mein Nacht-

lager hatte, Hallvarsgarður. Er liebte es, mich zu erniedrigen und mich hinter meinem Rücken vor allen schlecht zu machen, die es hören wollten – und deren Zahl übrigens zunahm –, denn er hatte eine ganz besondere Abneigung gegen Isländer und nicht zuletzt gegen solche, die aus den vornehmeren Familien unseres Landes stammten. Selbst war er ein Mann von überaus beschränktem Verstand, ein Wucherer und Verleumder und ein hässlicher Schlappschwanz, wenn ihm auch, wie gesagt, jenes Haus gehörte.

Und bevor ich recht wusste, wie mir geschah, ehe ich noch die meiste Übelkeit hinabgewürgt und begonnen hatte, meine Umgebung durch den Nebel des Rauschschlafes deutlicher wahrzunehmen, fing er an, mich mit Schimpfwörtern zu überhäufen. All das war so unwirklich, dass ich vor Lachen fast platzte, was seine Raserei noch verdoppelte.

»Ja, du glaubst, du kannst dir das Lachen leisten, Isländer-Narr! Ehrliche Männer haben versucht, eine schützende Hand über dich zu halten, aber ich war schon lange der Meinung, dass man dich von hier fortjagen und scharfe Hunde hinter dir herhetzen sollte, und das so schnell wie möglich. Du bereitest hier nur dir selbst Schande und anderen Verdruss. Und nach dem, was gestern Abend vorgefallen ist, ist deine allerletzte Galgenfrist endgültig verstrichen!«

»Ist gestern Abend etwas vorgefallen?«, beging ich den Fehler zu fragen. Ich war ja noch kaum bei Bewusstsein und bemühte mich, irgendetwas aus der finsternen Höhle meines Gedächtnisses hervorzukramen. Aber dort war nichts anderes zu finden oder zu vernehmen als vereinzelt Basstöne, wenn der Schmerz gegen die Schläfen polterte.

Das steigerte seinen Zorn noch mehr. Er begann zu schreien, das sei ganz nach Art des Isländers, der kaum etwas dabei fände, eine ganze Schenke kurz und klein zu schlagen und so auf die Gäste des Hauses einzudreschen, dass fünfzehn Mann in blutiger Ohnmacht auf dem Boden lagen! »Ist etwas

vorgefallen?!« fragt er dann wie ein Idiot. Nein, für solche Leute ist es nicht der Rede wert, wenn sie nicht wenigstens das Leben eines anderen auf dem Gewissen haben, am liebsten gleich das von vielen, aber selbst von solchen Kleinigkeiten machen sie kein großes Aufheben.«

Und so fuhr er fort, begann all meine Fehler und Vergehen aufzuzählen, dass ich ein nichtsnutziger Säufer und Weiberheld sei, das könne gut sein, dass mein Bruder und meine Verwandten dort droben im Eismeer als große Männer gälten, aber das Wohlwollen, das ich ihnen zuliebe selbst beim König genossen hätte, sei schon lange aufgebraucht, und dass sich alle in dieser Stadt am meisten über den Tag freuen würden, an dem ich mich mit dem nächsten Schiff wieder nach Hause, nach Island, scherte. Das wäre der rechte Platz für Taugenichtse, Trunkenbolde und Radaubröder, ganz abgesehen von den Dieben, Mördern und Hochverrätern, die man vor langer Zeit dorthin verjagt hatte, was hierzulande eine gründliche Säuberung bedeutet und Platz für anständige und tüchtige Leute geschaffen hätte...

Solche Reden hatte ich schon gehört, und das recht oft, aber jetzt war ich doch neugierig geworden, was am Abend zuvor passiert war, und begann, mich endlich dunkel daran zu erinnern, dass ich beim Trunk gesessen und mit irgendwelchen Männern in Streit geraten war...

»Habe ich fünfzehn Mann verprügelt?«, fragte ich. »Mit bloßen Händen und ohne Waffen?«

»Ja«, sagte der Hofmeister, »man hat mir gesagt, ihr hättet mit Trinkhörnern und Kerzenleuchtern aufeinander eingeschlagen. Und fünfzehn Männer seien am Ende bewusstlos dagelegen. Blut und Met sei über die zerschlagenen Tische und Bänke geflossen. Jetzt wird man Entschädigung von dir verlangen, und ich weiß, dass viele auf Rache sinnen, da kannst du sicher sein. In Wahrheit ist es eine unverdiente Gutherzigkeit meinerseits, dass ich dir all das erzähle. Noch ein Vorfall

solcher Art, und man wird dir Hände und Füße abschlagen, und du kannst dich glücklich preisen, wenn du auf den Stummeln noch durch den Dreck aus der Stadt kriechen kannst!«

So fing, wie gesagt, dieser denkwürdige Tag, was mich betrifft, an. Nach dieser Strafpredigt und nachdem ich sah, dass sich die Mädchen, die so herzensgut gewesen waren, die Nacht über bei mir zu liegen, aus dem Staub gemacht hatten, verkroch ich mich in die Dachkammer des Hauses, wo sich die einfachen Soldaten gerne aufhalten. Ich wollte mich fürs Erste im Hintergrund halten, falls irgendwer auf Vergeltung aus sein sollte. Und ich fühlte mich schon wieder ein wenig besser, denn ich hatte dieses halbe Bier hinabgewürgt, ohne es wieder rauszukotzen, und saß beim Schachspiel mit einem Mann von den Hebriden, der sich schon lange am Königshof herumtrieb. Zu diesem Zeitpunkt hatte ich ihn schon ordentlich in der Zange, seinen König aus der Deckung gedrängt, griff ihn mit Springer und Turm an. Es blieben ihm nur noch wenige Züge. Ich war schon wieder unbeschwerter Stimmung, wie es manchmal vorkommt, glaubte, mir könnte nichts Schlimmes mehr zustoßen, nichts Schlimmeres als bisher ... Ich fasste meinen Gegner am Schachbrett ins Auge, er suchte verzweifelt nach einem Ausweg, bemerkte, dass ihm das »Schachmatt« drohte. Ich nahm ruhig einen Schluck vom Bier, Singvögel zwitscherten in meiner Brust.

Da drang lautes Stimmengewirr vom Eingang herauf. Jemand, der große Neuigkeiten zu berichten hatte, war gekommen. Männer standen von ihren Bänken oder Lagern auf, um besser zu hören, sie scharten sich um den lauten Mann, der so bedeutende Nachrichten überbrachte. Ein Schiff war eben von Island gekommen, wurde in diesem Augenblick an der Landungsstelle unten hochgezogen, und die Mannschaft hatte die Nachricht mitgebracht, dass eine große Schlacht in Island stattgefunden habe, ein fürchterliches Gemetzel.

»Und man hat sie alle umgebracht!«, rief der Bote unten

am Eingang mit lauter, aufgeregter Stimme. »Alle namhaften Anführer der Sturlungen wurden umgebracht, Sighvatur von Grund und alle seine Söhne!«

Ich leugne nicht, dass ich erschrak. Ich hatte erwartet, vom endgültigen Sieg meines Bruders über seine Gegner zu hören. Und jetzt überkamen mich wieder dieser Schwindel und das Gefühl, gar nicht dort zu sein, wo ich war.

»Sie haben Sighvatur Sturluson und alle seine Söhne umgebracht«, wiederholte die aufgeregte Stimme unten, und beinahe hätte ich gerufen: »Noch bin ich nicht ganz tot!«, aber ich brachte es nicht über mich. Ich raffte mich nicht einmal dazu auf, mich vom Schachbrett zu erheben und zu den anderen hinunter zu gehen, um Genaueres zu erfahren, denn jetzt war mein Gegner am Zug. Er zog mit dem König, wickelte den Schach aus, aber es war ein schlechter Zug. Jetzt hatte er seine letzte Chance vertan.

»Sturla Sighvatsson war mit einem Heer in den Skagafjord gekommen, um Kolbeinn dem Jungen endgültig den Garaus zu machen. Aber Kolbeinn gelang es mit Gissur Þorvaldsson, die Sturlungen zu überrumpeln, und sie wurden hingemetzelt! Es soll ihnen angeblich nicht viel Mühe bereitet haben, sie zu erschlagen wie die Hunde. Zum Abschlichten haben sie sie in den Schafspferch von Örlygsstaðir getrieben!«

Mein Gegner hatte ebenfalls begonnen, dem Boten ein Ohr zu schenken. Ich fand, er sollte seine Gedanken lieber beim Spiel und dem Unheil, das ihm dort drohte, haben.

Ich machte den nächsten Zug. »Schach.«

»Die Macht der Sturlungen ist gebrochen«, rief der Bote. »Man hetzt ihre Verwandten und Verbündeten durch das ganze Land und schnappt sie sich, wo man sie erwischt.«

Mein Gegner zog einen Läufer vor. Das Beste wäre gewesen, aufzugeben, so wie die Lage stand.

»Halldóra Tumadóttir, früher die reichste Frau Islands,

zieht angeblich mit einer Schar von Bettelweibern in Nordisland von Hof zu Hof!«

Mein Gegner sperrte die Ohren auf und drehte den Kopf zu den anderen um. Er schien zu grinsen. Für einen Augenblick war ich drauf und dran, auf ihn loszugehen, denn hier wurde mit meiner guten Mutter Spott getrieben, aber das begriff er nicht.

»Man hat Sighvatur umgebracht und alle seine Söhne: Sturla, Kolbeinn, Markús und Þórður Haken!«

Jetzt schreckte mein Gegner hoch, blickte mich rasch an und machte große, verwunderte Augen. Er musste irgendetwas sagen – wir waren seit langem in derselben Soldatenunterkunft untergebracht.

»Warte mal, bist du nicht einer von diesen Brüdern?«

Ich zog den Turm und sagte: »Die Isländer schlachten mehr als nur Kühe.« Das war vielleicht nicht besonders originell, aber das Einzige, was mir in dem Moment einfiel. Abgesehen von dem, was auf den Zug mit dem Turm folgte: »Schachmatt.«

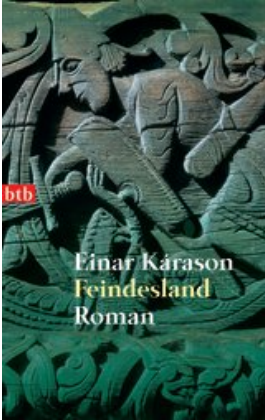
Björn Baumstamm

Ich weiß nicht ...

Ich sah nie einen Grund, den Mut zu verlieren. Aber wir haben den Mut verloren. Oder aufgegeben. Ich sah nie einen Grund aufzugeben. Und ich will vielleicht auch gar nicht behaupten, dass irgendeiner wirklich den Mut verloren oder aufgegeben hätte, es ist nicht an mir, das zu beurteilen. Und doch ist es dann so gekommen, so viel zumindest weiß ich, aus bitterer Erfahrung ...

Man kann nicht behaupten, dass sie uns überrascht hätten. Der Angriff lag in der Luft, und wir hatten auf sie gewartet. Gewartet und gewartet ... Es hatte uns natürlich etwas aus dem Konzept gebracht, dass Kolbeinn mit seinem ganzen Trupp aus dem Skagafjord geflohen war, als wir ankamen, denn wir hatten ihn dort angreifen, sein Heer in alle Winde zerschlagen, den letzten Widerstand im Lande endgültig brechen wollen, wie wir dachten. Und es ist immer am besten, wenn man so ein Vorhaben im ersten Ansturm erledigen kann, das ist am bequemsten und macht vielleicht auch am meisten Spaß, wenn es irgendwie geht ...

Und doch hat es mir, und ich glaube uns Brüdern allen, immer gelegen, uns zu wehren. Auch alleine gegen viele, und auch wenn die Lage nicht gerade rosig aussah. Wir Brüder sind nie schlecht damit gefahren, denn wie Svarthöfði sagt: »Man wird irgendwie so verdammt stark, wenn man blind vor Wut ist und es keinen Ausweg zu geben scheint.«



Einar Kárason

Feindesland

Roman

Taschenbuch, Broschur, 256 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-73482-5

btb

Erscheinungstermin: Februar 2007

Eine lebenspralle Saga aus dem historischen Island von Einar Kárason, dem John Irving des Nordens.

Island im Jahre 1238. Zwei rivalisierende Clans kämpfen um die Vorherrschaft im Land. Blutige Gemetzel und politische Intrigen sind an der Tagesordnung, die Bevölkerung ist in Schrecken erstarrt. Der junge Thordur ist der letzte seiner Sippe. Wird es ihm gelingen, seine Familie zu rächen und seine Feinde zu besiegen?

 [Der Titel im Katalog](#)